

**Ökumenischer Hochschulgottesdienst am 14.11.10, 18.30 Uhr
in St. Johannes, Tübingen**

Michael Seibt, Hochschulpfarrer

Das Ende - Wer will es? Wer will es nicht?

Predigttext: Lukas 21,5-19

Liebe Gemeinde,

„Aus herrlichen Steinen ist das alles gebaut und prächtig ausgestattet.“ So schwärmten die Besucher des Jerusalemer Tempels.

Sie kannten die Sagrada Familia in Barcelona noch nicht. Dieses sakrale Bauwerk, das kürzlich geweiht wurde, ist ein Heiligtum der Superlative aus unseren Tagen. Imposante Türme im Zuckerbäckerstil und ein beeindruckender, lichter Innenraum. Finanziert unter anderem auch von vielen japanischen Touristen, die für solche Bauwerke schwärmen.

Sakrale Bauwerke wollten schon immer Eindruck machen. Selbstverständlich zur Ehre Gottes. Ein Teil der Ehre durfte auch für Bauherren, Architekten, Sponsoren, Stadt- und Kirchenräte übrig bleiben.

Wie schrecklich nüchtern klingen dagegen die Worte Jesu:

„Es kommt die Zeit, da wird von allem, was ihr hier seht, kein Stein auf dem anderen bleiben. Es wird alles zerstört werden.“

Und tatsächlich: im Jahr 70 nach Christus war es vorbei mit der Herrlichkeit des Tempels in Jerusalem. Die römischen Besatzer hatten den Tempel dem Erdboden gleichgemacht.

Jesus von Nazareth konnte nicht wissen, welche Tempel ihm zu Ehren noch gebaut werden, auf der ganzen Welt. Über die Sagrada Familia wäre sein Urteil wohl nicht anders ausgefallen als über den Tempel zu Jerusalem. „Da wird kein Stein auf dem anderen bleiben.“

Das ist auch kein Wunder, geht es doch in dem Kapitel aus Lukas, das uns heute als Evangelium gegeben ist, um das Ende.

Das Ende von etwas ist kein angenehmes Thema für das, was da zu Ende geht. Viel lieber würde es bleiben. Und darum macht es sich schön, putzt sich heraus, macht sich bedeutend.

Keinesfalls darf es zu Ende gehen, im Gegenteil, es muss bleiben.

Und ich gebe zu: auch ich möchte gerne, dass manches einfach bleibt und finde es schmerzlich, dass es zu Ende gehen soll.

Das Schlatterhaus in der Österbergstr. zum Beispiel sollte bleiben, als ein einladender Versammlungsort und Treffpunkt für Studierende in Tübingen. Doch die Kirche muss sparen.

Ob das Haus bleiben kann oder nicht, wissen wir noch nicht. Viele finden, es sollte bleiben, vielleicht mit neuem Konzept, aber einfach abschaffen?

Gut, wir könnten zusammenrücken. Wir könnten mehr gemeinsam machen. Die christlichen Studierendengruppen aller Konfessionen und aller Prägungen könnten sich zusammentun, ohne ihr Eigenes aufzugeben. Gemeinsam wären wir stärker als alleine.

Sie sehen, das mit den Steinen, die nicht aufeinander bleiben, ist gar nicht so einfach. Kirchen abzugeben, fällt besonders schwer. Es sind ja nicht nur Steine. Es sind Orte mit persönlichen Geschichten.

Kaum hatte sich Jesus so über die Steine des Tempels geäußert, da fragten ihn die Leute:

Wann kommt das Ende? Und woran merken wir, dass es kommt?

Zwei sehr verständliche Fragen. Wenn das Ende erst in 100 Jahren kommt, dann betrifft es die nächsten Generationen, uns aber noch nicht.

Kommt das Ende aber schon in 10, oder 5 oder gar schon im nächsten Jahr, dann ist es unser Thema. Verständlicherweise war und ist das Interesse am Zeitpunkt des Endes groß.

Und gerne wüsste man auch, wie sich das Ende denn ankündigt. Welche Zeichen gehen ihm voraus? Schließlich würde man sich gerne darauf einstellen.

Das Ende, von dem bei Lukas die Rede ist, ist das ganz große Ende von allem, die sogenannte Endzeit, das Ende der Zeit, das Ende der Welt, so wie wir sie kennen. Dieses Ende ist kaum vorstellbar, trotzdem wissen wir, es ist grundsätzlich möglich. Dieser Planet ist einmal entstanden und vermutlich wird es ihn irgendwann einmal nicht mehr geben, oder nicht mehr so, wie wir ihn heute kennen.

Wenn etwas zu Ende geht, entsteht das Neue noch nicht sofort. Oder sagen wir es anders: unser Blick haftet noch am Alten, Vergehenden. Das Neue ist zwar da, aber wir sehen es noch nicht, weil unsere Wahrnehmung noch nicht darauf eingestellt ist.

Wir fühlen Unsicherheit, Orientierungslosigkeit. Wir hätten gerne erstmal das Alte zurück. Das kennen wir. Das Neue zeichnet sich erst in Umrissen ab. Und noch hat es sich nicht bewährt. Es entsteht ein gefühltes Vakuum, eine Leere, die man gerne ausfüllen würde.

Jesus weist darauf hin, dass viele auftreten werden, die dieses Vakuum ausfüllen möchten. Sie sagen: Sieh hier! Jetzt ist die von Gott bestimmte Zeit. Sieh da: ich bringe die Lösung. Sieh her: unsere Gemeinde ist die richtige. Sieh dort: das ist die wahre Religion.

Unser menschliches Bedürfnis nach klaren Antworten, religiöser Heimat, nach Sicherheit und Bestand gaukelt uns göttliche Offenbarungen vor, wo keine sind. Wir konstruieren die Götter, die uns im Fluss dieses vergänglichen Lebens Halt und Sicherheit geben sollen.

Jesus schlägt einen anderen Weg vor:

Er warnt davor, Gott dingfest machen zu wollen. Das: Sieh hier! Sieh da! täuscht. Es führt in die Irre.

Man könnte sagen: Jesus nimmt uns die Tempel aus der Hand. Die Tempel aus Stein, aber auch die Tempel der Glaubens-Sicherheit, die Tempel der eingeübten Antworten und Lösungswege.

Er wirft uns hinaus in ein ungeschütztes Leben. Und sagt: Erschreckt nicht!

Er verbreitet in seiner Rede vom Ende keine Happy-End-Stimmung. Im Gegenteil: es ist zum Erschrecken, was er da schildert. Er spricht von Kriegen und Aufständen, ein Volk gegen das andere, schwere Erdbeben, Hungersnöte, Seuchen. Schreckliche Dinge würden geschehen.

Manche wollen daraus einen Fahrplan zur Ewigkeit ablesen und sagen: jetzt ist es nicht mehr lange, dann kommt das Ende. „Aber dann kommt noch nicht sofort das Ende,“ meint Jesus trocken.

Mit dem Ende wurde schon viel Schindluder getrieben. Viele basteln Archen und sagen: hier findest du die Rettung, wenn das Ende kommt. Komm in unseren Tempel, bekehre dich zu unserem Glauben. Und so entsteht ein Wettlauf um die Frage: wer hat den schönsten Tempel und den überzeugendsten Glauben? Kein Stein wird aufeinander bleiben, sagt Jesus. Und die schönsten Glaubensgebäude, Katechismen und Bekenntnisse werden zu Ende gehen.

Versprechungen macht Jesus nicht. Im Gegenteil: er treibt die schrecklichen Dinge auf die Spitze und sagt klipp und klar, dass wir ihnen ohne Schutz ausgeliefert sein werden.

Die Rede Jesu vom Ende hat zeitgeschichtliche Bezüge. Da ist zum Beispiel von den Synagogengerichten die Rede. Die Synagogen waren nicht nur Gotteshäuser, dort tagten auch Gerichte. Das erinnert vermutlich an frühe Verfolgungen der ersten Christen. Es ist die Rede von Königen und hohen Regierungsbeamten, gemeint sind wohl die Vertreter des römischen Staates.

Die Rede hat ihren geschichtlichen Ort lange vor der Zeit, als das Christentum unter Kaiser Konstantin zur Staatsreligion erhoben wurde. Noch gab es im Namen Jesu keine Tempel und keine Dogmen. Es gab nur sein schlichtes, einfaches Gottvertrauen.

Jesus empfahl seinen Freunden, es auch damit zu halten. Komme, was da wolle. Sie sollen gar nicht erst versuchen, sich Verteidigungsreden zurecht zu legen. Er selbst wolle ihnen die Worte in den Mund legen, die kein Gegner widerlegen kann. Und zwar dann, wenn sie gebraucht werden, nicht vorab. „Ich werde euch Weisheit schenken, der niemand widerstehen kann.“

Jesus hat kein Interesse am Ende selbst, sondern an unserer Bewährung, wenn die Zeiten hart sind. Ob und wenn ja wann diese Welt vergeht, interessiert ihn nicht.

Ihm geht es um das Leben hier und jetzt in der Gegenwart des Geistes. Seine Rede versetzt uns in eine Zeit des Aufbruchs. Altes vergeht, Neues entsteht.

Das entspricht auch unserem Lebensgefühl heute. Wir stoßen an Grenzen, wirtschaftlich, ökologisch und auch religiös. Wir befinden uns, so sagen viele Beobachter, in einer Zeitenwende, in einem Paradigmenwechsel, würde Hans Küng sagen. Wir sehen vieles an ein Ende kommen und wissen noch nicht, wohin die Reise gehen wird.

Jesus lädt uns ein, die Verunsicherung auszuhalten. Nicht zu erschrecken, wenn sich der Horizont verdüstert, nicht denen nachzulaufen, die einfache Lösungen anbieten. Wer ausharrt, der kommt weiter. Der gewinnt das Leben.

Die Rede vom Ende wendet sich an Menschen, die sich das Ende sehnlichst wünschen. Da geht es um Verrat zwischen Eltern und Geschwistern, um Familien, die längst keine mehr sind, es geht um den Bruch zwischen Verwandten und Freunden. Ja es geht um große Lebensgefahr, weil man sich zum Weg Jesu bekennt. Es ist die Rede von Hunger, Krieg und Angst. Diesen Menschen wäre nichts lieber als das Ende dieser Belastungen.

Das Ende ist in ihrer Wahrnehmung kein Problem. Es ist gut, es soll kommen.

So ist es eine Frage der Perspektive, wie man das Ende erlebt. In einer gesicherten Position will man das Ende nicht. Es könnte schlechter werden.

In einer schwachen, unterlegenen Position wünscht man sich das Ende. Es könnte besser werden.

Für die Nationalsozialisten war das Ende bedrohlich, für die Gefangenen in den Konzentrationslagern war es eine Befreiung.

Jesu Rede vom Ende will ermutigen. Mit Angst wird auf das Ende nur reagieren, wer am Zustand, so wie er ist, Interesse hat oder davon profitiert. Für die Verfolgten, Verarmten und Verlorenen kommt das Ende wie eine Befreiung.

Daraus lässt sich schließen: wer die Rede vom Ende dazu einsetzt, Angst zu vermehren steht im Widerspruch zu Jesus. Die Kirche hat sich oft in einem solchen Widerspruch zu Jesus befunden. Sie hat mit dem Ende Angst vermehrt. Und die Vermehrung von Angst ist immer ein Instrument in der Hand der Macht, die alles so lassen möchte, wie es ist.

Wenn Jesus vom Ende spricht, dann will er die Menschen stärken, die an diesem Leben und an dieser Welt leiden. Er vertröstet nicht auf bessere Zeiten, aber er vermittelt Durchhaltekraft, Beharrlichkeit. „Haltet also durch und gewinnt so das Leben.“ Das ist sein letzter Satz in unserem heutigen Bibelabschnitt.

In den Tagebüchern Dietrich Bonhoeffers aus dem Gefängnis finden sich die folgenden Sätze, die Sie vielleicht kennen und mit denen ich schließen möchte:

„Ich glaube, dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen

lassen. Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage soviel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein. Ich glaube, dass auch unsere Fehler und Irrtümer nicht vergeblich sind, und dass es Gott nicht schwerer ist, mit ihnen fertig zu werden als mit unseren vermeintlichen Guttaten. Ich glaube, dass Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern dass er auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet.“

Amen